

HEYNE <

Das Buch

Als wäre das Leben eines 17-jährigen nicht schon vertrackt genug, sieht sich Andy, der viel geprüfte Held der Geschichte, mit zusätzlichen Schwierigkeiten konfrontiert. Da ist zum einen die erste Begegnung mit dem Vater, einem ehemaligen Wrestler, der ziemlich eigenwillige Erziehungsmethoden praktiziert und sich durch Eigenschaften wie nackt ausgeübtes Kniebeugen-Liegestützen-Training zwischen zwei Sexualakten auszeichnet. Diesen harten, aber durchaus charismatischen und manchmal gar liebevollen Vater gilt es zu verstehen. Zudem sorgt Andys Entdeckung der Liebe für romantische Konfusion. Und zwar die Liebe zu Terri, der Schönheit mit den flammend roten Haaren, dem umwerfenden Talent zum Nasekrausen und Ohrenwackeln, mit dem Herzen für Glücklose, den Designerjeans und dem Kruzifix überm Bett. Ausgerechnet Terri interessiert sich für ihn, den nicht eben klassischen Gewinnertyp mit fehlendem Ohr und tauber Hand. Fernab von den »geilen Teenagerfantasien« seiner Mitschüler sucht Andy gleich nach der wahren Liebe, nach dem Glück – und steigt mit dem ersten Date vom Niemand zum bestgehassten Typen an der Schule auf.

Der Autor

Mick Foley, aufgewachsen in East Setauket, New York, war 15 Jahre lang professioneller Wrestler. Bisher sind von ihm zwei erfolgreiche autobiografische Bücher zum Leben als Wrestler sowie zwei Kinderbücher erschienen. *Wie die Helden* ist sein erster Roman.

Mick Foley

WIE DIE HELDEN

Roman

*Aus dem Amerikanischen von
Malte Krutzsch*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe TIETAM BROWN
erschien bei Alfred A. Knopf, New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2006

Copyright © 2003 by Mick Foley

Copyright © 2004 by Kein und Aber AG, Zürich

Copyright © 2006 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:

Eisele Grafik Design, München

Satz: Doris Grüniger, Zürich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN-10: 3-453-40458-0

ISBN-13: 978-3-453-40458-8

<http://www.heyne.de>

Für meine Mutter, die schon immer dachte,
dass ich so was schreiben kann.

23. Oktober 1985

Sie hatte gewollt, dass ich sie küsse. Kein Zweifel. Die Erkenntnis traf mich schlagartig, als ich den 79er Fairmont meines Alten durch die Seitenstraßen von Conestoga lenkte, einer Kleinstadt in New York, etwa dreißig Meilen südlich von Syracuse.

Eigentlich hat ja ein Oberstufenschüler mit einer kaputten Hand nichts hinterm Steuer verloren, und ein gehandikapter Oberstufenschüler ohne Führerschein und ohne das kleinste bisschen Fahrpraxis schon gar nicht.

Aber mein Vater hatte es leider abgelehnt, mich zu fahren. Nicht aus Gemeinheit – nein, er dachte, er würde mir damit einen Gefallen tun. »Hey, Andy, das erste Date hat man nur einmal«, meinte er. »Mach was draus, Junge. Und es ist auch etwas schwierig, im Auto zu fummeln, wenn dein alter Herr am Steuer sitzt.« Vielleicht hat dieser väterliche Einwand mich letztlich dazu gebracht, selbst zu fahren, und so hielt ich gegen zwanzig vor acht an einem kühlen Herbstabend Miss Terri Lynn Johnson die Tür auf und sah sie anmutigst in das zerschlissene weinrote Innere des schrottreifen Fairmont gleiten, den mein Dad mir aufgedrängt hatte. Nein, gefummelt haben wir an dem Abend nicht, nicht mal versuchsweise, und trotzdem war es un-

wahrscheinlich schön, denn immerhin ... sie hatte von mir geküsst werden wollen. Das stand fest, zumindest war ich fest davon überzeugt, und das musste gefeiert werden ... mit Musik.

Eine rote Ampel an der Kreuzung Elm und Broadhurst, nur eine halbe Meile von der Conestoga High School entfernt – wo ich Terri sechs Wochen vorher erst kennen gelernt hatte –, bescherte mir die Fahrpause, die ich brauchte, um die perfekte Aha-Erlebnis-Musik auszusuchen. Leider bringt selbst eine rote Ampel nicht viel, wenn man einen Stoß klappriger alter 8-Spur-Tonbänder mit einer Hand durchforsten will, die weder gegriffen, zugepackt, gehalten noch sonst etwas Sinnvolles getan hat, seit Gerald Ford Präsident war.

Ich hatte gerade mal die Plüschwürfel meines Alten aus dem Handschuhfach geräumt, als es Grün wurde. Ja, Plüschwürfel hatte mein Dad, bloß lagen sie normalerweise nicht im Handschuhfach. Nein, die fiesen Dinger baumelten sonst in voller Pracht am Rückspiegel, damit sich die Karre von allen anderen schrottigen 79er Fairmonts gebührend unterschied. Da mich die Ampel nun zum Weiterfahren aufforderte und ein neuer Ford Pickup mit lautem Hupen unterstrich, wie sehr es eilte, griff ich mit der gesunden linken Hand ins Handschuhfach und nahm das erste Band heraus, auf das ich stieß. Ein wenig trotzig legte ich es ein, warf meine braunen Locken in die Richtung zurück, wo einmal mein rechtes Ohr gewesen war und stieg aufs Gas, als die ersten Klänge von *Barry Manilow Live* das Hupen des Pickup und das Geschrei seines Fahrers übertönten.

Was denn? Ihr meint, Barry passt nicht zu so einem Anlass? Na, als Erstes ausgesucht hätte ich ihn mir auch nicht, wohl noch nicht mal als Zweihundertstes. Und zugegeben, der himmelblaue Overall, den Barry auf der Hülle des Live-Albums oder vielmehr des Tonbandes trägt, war vielleicht schon etwas unpassend. Aber es lässt sich nicht bestreiten, dass *Mandy* und *Could It Be Magic* Klassiker sind, die man auch heute noch gut hören kann. Overall hin oder her, an jenem Abend im Jahr 1985 hörten sie sich toll an, und während ich schmetternd einstimmte in Barrys »Baby, I love you now, now, now, and hold on fast, could this be the magic at last«, dachte ich an den bis dahin großartigsten Abend in meinem jungen Leben zurück.

Terri stand Klassen über mir. Nicht, dass ich spuckhässig gewesen wäre oder so, aber ein fehlendes Ohr und eine unbrauchbare Hand hemmen einen Heranwachsenden, und bei mir hatten sich die Hemmungen zu einer unbeholfenen Schüchternheit verfestigt, die von Quälgeistern immer wieder als Einladung verstanden wurde, auf meine Kosten ihr Ego zu stärken oder es wenigstens zu versuchen. Manchmal hatten sie Glück damit, und, wie ich noch erzählen werde, manchmal nicht. Und wenn ich's mir überlege, war das Leben bei Pflegeeltern, in Waisenhäusern und Jugendstrafanstalten für mein Selbstwertgefühl auch nicht besonders gut.

Terri dagegen war absolut unwerfend. Einfach ein schönes Wesen. Unvergleichlich schön, mit flammend roten Locken, einer Haut weiß wie Elfenbein und smaragdgrünen Augen. Diese Beschreibung kommt zwar direkt aus Dolly Partons Song *Jolene*, doch so war Terri. Eine

wandelnde Statue, kein hübsches Flittchen wie manche anderen Mädchen in Conestogas hehren Hallen – sie hatte etwas Reifes an sich, das ihr Alter Lügen strafte. Nur bei Sportveranstaltungen, wenn die Cheerleader in Conestogas blau und orangefarbenen Vereinspullis auftraten, schrien ihre körperlichen Reize wirklich nach Aufmerksamkeit. Und dann erschien mir das Wort »Reife« in einem ganz neuen Licht.

Sie hätte buchstäblich jeden Jungen haben können. Und auch jeden Mann. Ihr Vater war das Oberhaupt der örtlichen Assembly-of-God-Gemeinde, ein Eiferer, dessen Feuer-und-Schwefel-Predigten in scharfem Gegensatz zu Terris Sanftmut und ihrer Bereitschaft standen, jeden anzuerkennen, der weniger vom Glück gesegnet war als sie – also wirklich so gut wie jeden.

In Verbindung mit dem Amt ihres Vaters stellten ihre natürlichen Vorzüge eine Herausforderung dar, von der die Jungs an der Conestoga High beinahe mit Ehrfurcht redeten: Offenbar war noch nie jemand Terri Johnson an die Wäsche gegangen oder auch nur entfernt da herangekommen. Ich persönlich fand das ganze Gerede über Terris Wäsche geschmacklos. Ein so schönes Wesen wie sie hatte Besseres verdient, als mit ihrem Höschen und dem, was darunter war, Gegenstand geiler Teenagerphantasien oder gar Eroberungslust zu sein.

Wie wir zusammengekommen sind, ist mir ein Rätsel. Eigentlich war es allein ihr Werk. Sie lachte über meinen ersten blöden Witz im Sozialkundeunterricht bei Hanrahan. Sie sagte auf den Gängen bei jeder Gelegenheit »Hi, Andy« zu mir. Sie wollte unbedingt, dass wir zusammen

in die Bibliothek gehen, wo sie mir dann ihr einmaliges Talent im Nasekrausen und Ohrenwackeln vorführte, während ich mich hoffnungslos verliebte. Ich weiß, man soll sich nicht so schnell verlieben und das Wort Liebe in der Highschoolzeit überhaupt möglichst sparsam gebrauchen. Aber im Herbst 1985, mit Terri Lynn Johnson in der Bibliothek, gefesselt von sich blähenden Nasenflügeln, wackelnden Ohren, dem Pulli und dem Wunderbaren, das sich dort unter blau und orangefarbener Wolle verbarg, leistete mein Herz wenig Widerstand. Ich war verloren. Hin und weg mit meinem einen Ohr und meiner einen Hand.

Und an dem Tag, den es dauerte, bis sämtliche Schüler der Conestoga High wussten, dass sich Terri mit mir zum Kino verabredet hatte, stieg ich vom Niemand zum bestgehassten Typen an der Schule auf.

Terri hatte zwar den Grundstein für dieses erste Date gelegt, aber zu meiner Ehrenrettung sei gesagt, dass ich die Sache dann in die Hand genommen und mich gewaltig ins Zeug gelegt habe, um dieser Traumfrau ein Rendezvous zu bieten, das sie nie vergessen würde. Die anderen jungen Pärchen steuerten das neue Kinozentrum am Fluss an, das sich Seven Valley Twelve nannte, aber ich hatte andere Pläne. Das Twelve mochte neu sein, mit Stereoton und einer modernen Snackbar, wo man Speisen aus aller Welt bestellen konnte, aber es hatte nicht das Flair des hundert Jahre alten Lincoln-Kinos, das – na klar – nach Präsident Lincoln benannt war, der schon bald eine ungeahnte, aber wichtige Rolle in meinem Leben spielen sollte. Ja, beim ersten Date ist nichts so entscheidend wie

das Flair. Abgesehen von den Kosten, die natürlich noch weit entscheidender sein können, besonders für einen Kerl, der mit genau neunzehn Dollar in der Tasche in die Stadt gekommen war. Demnächst würde ich aber wohl etwas flüssiger sein, dank eines schicken Tellerwäscherjobs zum Mindestlohn in Frank 'n' Mary's Fresslokal, einem ehrwürdigen Haus, das eine Vielzahl kleinstädtischer Lebensformen beherbergte, von Arbeitern bis zu angetrunkenen Studenten und Fernfahrern, die einen kleinen Schub Koffein oder Cholesterin für unterwegs benötigten.

Angesichts meiner Finanzen ließen die 85 Cent Eintritt fürs Lincoln sogar die Vorstellung, beim ersten Date in *Rambo II* zu gehen, ganz annehmbar erscheinen. Der Eintritt im Lincoln richtete sich nämlich direkt nach dem Kalenderjahr. 1984 waren es 84 Cent, 85 waren's 85. Und 83? Wer jetzt auf 83 Cent tippt, irrt. 1983 war das Lincoln noch das einzige Kino am Ort, ein Film kostete vier Dollar, aber als das Multiplex kam, musste sich das Lichtspielhaus etwas einfallen lassen, um zu überleben. Sie zeigten keine verleihneuen Filme mehr. Sie senkten die Preise. Sie boten nicht mehr so viel Süßigkeiten und nicht mehr so frisches Popcorn an. Und sie sparten an den Kleinigkeiten, wie etwa der Putzfrau.

Zum Preis von einem Dollar siebzig für zwei Karten und noch einmal drei Dollar fünfzig für zwei Cola und eine mittlere Portion Popcorn, die wir uns teilen wollten, führte ich also das schönste Mädchen, das mir je begegnet war, in einen dunklen Kinobunker, wo sie in den nächsten fünfundneunzig Minuten eine Unmenge Leute sterben sehen würde. Aber nie verschwand das Lächeln von

ihrem Gesicht, und irgendwie gelang es ihr sogar noch Klasse auszustrahlen, obwohl sich ein alter Kaugummi an ihren Designerjeans festsaugte und die schönen schlanken Füße mit einem Fußboden Bekanntschaft schlossen, der schon einige Zeit nicht mehr gewischt worden war.

Ungefähr beim elften Toten im ersten Trailer gingen meine Gedanken auf Wanderschaft. Wie hatte mein Vater sich am Abend vor meiner ersten Verabredung für mich gefreut! Er wollte, dass alles klar ging. Das mit dem Auto war sehr nett gemeint gewesen, mit oder ohne Plüschwürfel. »Andy, mein Junge«, hatte er breit grinsend mit einem verschwörerischen Zwinkern gesagt und eine Hand dabei hinterm Rücken versteckt. »Halt die Hand auf und mach die Augen zu, ich hab eine große Überraschung für dich.« Also hielt ich die Hand auf und schloss die Augen, und weiß Gott, die Überraschung ist meinem Vater gelungen. »Nur eine Kleinigkeit, damit du und deine Freundin euch heute Abend gut amüsiert«, meinte er mit einem Lachen, das sich anhörte, als hätte er es einem Autoverkäufer geklaut.

Als ich dann die Hand um Dads Überraschungsgeschenk schloss und das Knittern und Knistern spürte, wähnte ich mich schon im Besitz eines Zehndollarscheins. Irrtum. Ein Zehner hätte Terri und mich ins Seven Valley Twelve geführt, wo die Leute auf der Leinwand vielleicht noch was anderes tun, als sich gegenseitig umzubringen. Ein Zehner hätte Terri davor bewahrt, sich mit dem Hintern auf ein Stück Kaugummi zu setzen. Aber es sollte nicht sein.

Ich bewegte ein wenig den Fuß und merkte, dass er fast am Boden pappte. Da erlebte ich etwas, das man nur

als Flashback bezeichnen kann, denn der festklebende Schuh im Lincoln versetzte mich ins Pussycat-Kino im östlichen Pennsylvania zurück, wo zwei Monate vorher mein Schuh ebenfalls am Boden geklebt hatte, wenn ich auch wetten würde, dass der Kleister dort ganz anderer Natur war.

Das Pussycat war die Idee meines Alten gewesen, als er an meinem siebzehnten Geburtstag in der Jugendstrafanstalt von Nordvirginia bei Richmond aufkreuzte, nach gerade mal sechzehn Jahren und neun Monaten Nichtvorhandensein in meinem Leben. Ein paar Monate vorher hatte ich eine Postkarte erhalten, deren ganzer Text lautete: »Bis demnächst ... Dad.« Demnächst. Ich hatte keine Ahnung, was »demnächst« bedeutete, und so wartete ich erst Stunden, dann Tage, dann Monate, und am Tag meiner Haftentlassung – was sollte ich bloß mit dem Rest meines Lebens anfangen? – bekam ich meinen Vater, Antietam Brown IV., dann endlich zu Gesicht. »Komm, Junge«, sagte er nur. »Ich bring dich nach Hause.«

Ich ahnte nicht, dass er damit Conestoga in New York meinte. Für mich war »zu Hause« immer Virginia gewesen, ausgenommen die ersten drei Monate meines Lebens, die ich in Tampa verbracht hatte, bis mein Dad es leid wurde, Mama zu spielen, und mich weggab.

Auf der Fahrt durch Maryland an jenem ersten Abend überredete er mich, mein erstes Bier zu trinken, dann mein zweites und so weiter und so fort, bis ich so betrunken war, dass ich kaum noch verstand, was er sagte, und das war wahrscheinlich gut so. Er sagte nichts von seiner Arbeit, noch weniger von meiner Mom, sondern nutzte

unseren Kennenlernabend, um mich mit Einzelheiten über seine bisherigen sexuellen Glanztaten zu erfreuen. Während die Meilen vorbeiflogen und die Biere auf sein Drängen in mich hinein, klangen diese Einzelheiten mir immer wischiger und waschiger, bis die wuscheligen Plüschwürfel anfangen, sich im Verein mit meinem Magen zu drehen und ich den Mut aufbrachte, »Halt an!« zu blaffen: Und er hielt einen Sekundenbruchteil bevor mir das ganze Geburtstagsbier in einem Rutsch hochkam und sich über das grüne Gras und die Wildblumen ergoss, die diesen Abschnitt des Highway 95 säumten.

»Braver Junge«, lachte mein Dad, als die Reiherei ihr Ende fand und ein Brei aus Spucke und Erbrochenem mein Kinn zierte wie ein sonderbares neues Bärtchen. »Soll keiner sagen, Tietam Brown wüsste nicht mit seinem Sohn zu feiern!« Dann, nach einer Pause: »Ich bin stolz auf dich, Junge«, und zur Unterstreichung dieses Lobes einen deftigen Schlag auf den Rücken.

Das Pussycat-Kino war das Erste, was ich sah, als ich am nächsten Tag aufwachte. »Guck mal da!« Mit kreischenden Bremsen brachte mein Alter den Fairmont zum Stehen, Staub wirbelte auf, und ich fand mich mitten in der Pampa aus dem Schlaf gerissen, mit heftigen Kopfschmerzen und dem widerlichen Nachgeschmack von Erbrochenem zur Erinnerung an meine Geburtstagsfeier.

»Wo?«, fragte ich unwillkürlich, denn von meinem Platz aus war lediglich ein auffälliger Wohnwagen vor der zeitlos schönen Kulisse eines verrosteten Pintos zu sehen, der auf Betonblöcken in so etwas wie einem Garten stand. »Nicht da, Junge – da«, sagte er, und schon war er aus-

gestiegen und trabte auf das Pussycat zu. Ich hatte zwar Angst, gesehen zu werden, war aber doch neugierig und trabte hinterher.

»Andy, die Dinger sind vom Aussterben bedroht«, meinte mein Vater wehmutsvoll. »Sieh dir ruhig mal eins an, bevor sie einen Baumarkt oder so'n Scheiß draus machen.« Und so betrat ich den vornehmen Kinosaal, und meine Schritte klangen auf dem Weg nach vorn wie Entenquaken, während hinten ein einsamer Mensch heftig seine Brillengläser unter dem langen Trenchcoat zu putzen schien, den er an diesem heißen Augustnachmittag anhatte.

Da saßen wir dann, Vater und Sohn, endlich vereint, und sahen zu, wie eine hübsche, wenn auch nicht schöne Blonde, deren Gesicht für das Metier irgendwie viel zu lieb war, komische Sachen mit sich machen ließ, wobei Antietam IV. mich in die Rippen stieß und weise Worte von sich gab wie: »Das nennt sich der ›Kommschuss‹.«

Zwei Eintrittskarten ... zehn Dollar. Eine abgestandene Cola und eine Schachtel alte Gummibonbons ... vier Dollar. Ein Nachmittag mit Dad in einem Schmuddelkino ... unbezahlbar.

Die sanfte Berührung einer gepflegten Hand am Knie meiner abgewetzten Jeans holte mich in die Gegenwart zurück. »Andy ... Andy ... ist alles in Ordnung?« Ich warf rasch einen Blick auf die Leinwand und sah einen aufgepumpten Sylvester Stallone mit Waschbrettbauch, der sich allem Anschein nach gut an die Härten des Sträflingslebens gewöhnt hatte. »Alles in Ordnung, Andy?«, fragte Terri noch einmal und drückte in einer Geste der Besorgnis

leicht mein Knie. »Ehm, ja, doch, ja«, sagte ich, und ehrlich gesagt ging es mir in dem Moment, wo ihre Hand auf meinem Knie lag und ihre ganze Aufmerksamkeit auf mich gerichtet war, so gut wie nie. »Ich war nur in Gedanken.«

»Und darf ich fragen, woran du gedacht hast?«, sagte sie.

Ich öffnete den Mund und brachte nur ein Kieksen heraus. Ein echtes Peter-Brady-Kieksen. Dann nahm ich meinen ganzen Stolz zusammen, machte den Mund auf und probierte es noch einmal mit dem Reden. »Ehm, ehm, Terry, ich dachte nur, du hättest vielleicht lieber einen anderen Film in einem anderen Kino gesehen.«

Sie lächelte, und aus der leichten Berührung meines Knies wurde ein zartes Streicheln. Dann kniff sie die Augen zusammen, als wäre sie Clint Eastwood, zog höhnisch die Lippe hoch wie der frühe Mick Jagger und sagte: »Erstens liebe ich Rambo«, doch dann wurde sie ernster: »Und zweitens ist mir das Kino egal, ich will nur mit dir zusammensein.«

Mein Adamsapfel wurde plötzlich zur Adamsmelone, und ich bekam keinen Ton heraus. Ach was, ich bekam keine Luft mehr. Ich glaube, meine Körperfunktionen haben komplett ausgesetzt. Alle bis auf die Tränendrüsen, die in den nächsten Sekunden genug Nässe hervorbrachten, um die Sahara zu bewässern. Mein Gott, wie ich diese Tränen zurückhalten wollte, ist doch Weinen erst richtig Weinen, wenn Tränen aus den Augen laufen. Ich hatte in den Jahren in Virginia oft feuchte Augen bekommen, aber Tränen vergossen hatte ich seit zehn Jahren nicht mehr. Doch so sehr ich auch an mich hielt, und glaubt mir, ich

hab's versucht – die zehn trockenen Jahre endeten dort im Lincoln-Kino, als Colonel Trautman Rambo aus dem Kittchen holte, damit er in doppelt geheimer Mission seinem Land helfen konnte.

Und was für eine Träne das war. Ein großer, dicker Einzeltropfen, der langsam aus dem rechten Augenwinkel trat und an der Seite meines rot angelaufenen Gesichts herunterrann. Terri sah es zwangsläufig, aber sie sagte nichts, bis sie gut eine Minute später mit einer einfachen und doch schwer wiegenden Bitte das Schweigen brach. »Andy, gib mir die Hand.«

Nein, bloß nicht die Hand. Ich saß links von ihr, also war die fragliche, die gewünschte Hand, die Hand, die ich ihr geben sollte, die kaputte. Ich geriet in Panik und dachte schon, der einen Träne würde ein ganzer Schwall weiterer Tränen folgen, bevor ich mich so weit beruhigte, dass ich es mit etwas ganz Gewagtem versuchte – der Wahrheit.

»Terri.«

»Ja.«

»Ehm, Terri.«

»Ja, Andy.«

»Ehm, meine rechte Hand, ehm, tut's nicht.«

Die Erklärung wurde mit Schweigen und Überraschung aufgenommen, aber wie ich zu meiner Erleichterung sah, als ich den Kopf drehte, ohne Abscheu.

»Es war ein Unfall, als ich klein war«, führte ich aus.

Sie lächelte traurig und sagte: »Derselbe Unfall wie mit dem Ohr?« Ich nickte stumm. Sie wusste über mein Ohr oder besser gesagt mein fehlendes Ohr Bescheid, das war

sogar der Auslöser für ihr Lachen in Hanrahans Unterricht gewesen, wonach wir uns zum ersten Mal angelächelt hatten. Na, wenn mein Ohrstumpf sie nicht abstieß, dann machte ihr vielleicht auch die kaputte Hand nichts aus.

»Andy?«

»Ja.«

»Was ist mit der anderen Hand?«

»Wie meinst du?«

»Tut's die?«

»Die tut's.«

Und damit stand sie auf, ohne sich darum zu kümmern, dass Rambo jetzt in Lebensgefahr schwebte, sprang wie Jesse Owen bei seinem goldenen Hürdenlauf 36 in Berlin geschickt über meinen Schoß, drehte eine Pirouette und ließ sich auf den Platz links neben mir fallen. Dann schob sie meine Locken zurück und flüsterte mir neckend, ein klein wenig verführerisch in das gesunde Ohr: »Wie wär's denn dann?«

Ich hätte wissen sollen, was sie meinte, aber ich muss zugeben, ich war etwas abgelenkt durch das angenehme Kribbeln in meiner Schamgegend, das ihr Flüstern hervorgerufen hatte. Und so sagte ich das Einzige, was mir einfiel. »Was denn?«

»Wenn du mir die Hand gibst, Großer«, sagte sie, und bevor ich antworten konnte, war ihre Hand schon mit meiner verflochten, und das war der bis dahin romantischste Augenblick meines Lebens, bei allem schuldigen Respekt für die beiden jungen Männer, die mich während meiner Zeit im Waisenhaus von Petersburg zu vergewaltigen versuchten.

Doch an diesem Abend, im verwahrlosten Lincoln-Kino, waren die beiden jungen Männer, die versuchte Vergewaltigung und die ersten siebzehn Jahre meines unruhigen Daseins nur eine schwache Erinnerung. Denn an diesem Abend war die Welt in Ordnung. John Rambo machte die Menschheit bereit für die Demokratie, und Terri Johnson hielt mir die Hand, ihr Kopf lag an meiner Schulter, und der Hauch einer schönen, wunderschönen Brust berührte mich am Arm.

Und da sah ich es. Der bloße Anblick stieß mich ab. Es war furchtbar. Die Ausbuchtung in meiner Jeans. Nein, nicht diese Ausbuchtung, die hätte zwar etwas peinlich sein können, wenn sie aufgefallen wäre, aber sie wäre nicht schlimm oder abstoßend gewesen. Und so ausgeprägt war sie nun eigentlich auch nicht. Auch die Vierteldollarstücke in der rechten Hosentasche waren nicht meine Sorge. Nein, die Ausbuchtung, die mich erschreckte, war in der linken Tasche und würde, wenn sie auffiel, sicher das Ende meiner erst eine Stunde alten Romanze mit Terri bedeuten. Wie konnte ich nur vergessen, die rauszuschmeißen, nachdem mein Alter sie mir gegeben hatte? Ich betete förmlich, ihre Hand möge sich nicht vier Zentimeter nach oben und fünf Zentimeter nach rechts bewegen. Terri hätte mir bestimmt verzeihen können, wenn ich beim Händchenhalten mit ihr bei unserem ersten Date einen Ständer bekommen hätte. Nicht so leicht – oder vielmehr ganz bestimmt nicht – hätte sie mir verziehen, wenn sie herausgefunden hätte, dass ich mit drei Gummis zu unserer ersten Verabredung gekommen war.

Im Lauf der Jahre habe ich schon manches Mal bezweifelt, dass es Gott gibt, und manchmal habe ich ihn verflucht, aber am Abend des 23. Oktober 1985 war ich mir sicher, dass er lächelnd auf mich schaute und Terris Hand von dem Päckchen fernhielt, in dem die drei Pariser meines Alten steckten, mit nützlichem Reservoir und spermizider Befeuchtung als zusätzlichem Schutz. Ja, Gott war bei mir und verhütete nicht nur, dass meine Verhüter entdeckt wurden, sondern verlieh mir anscheinend auch die Gabe, mich nicht als Vollidiot zu erweisen, als wir in den Fairmont stiegen und uns auf den Heimweg machten.

Wir unterhielten uns richtig gut in der Klapperkiste, und nicht nur, dass ich mich wohl fühlte – ich war sogar witzig. Eigentlich hatte ich schon immer Humor gehabt, doch meistens verschanzte ich mich hinter ihm, als könnten selbstverachtende Witze darüber hinwegtäuschen, was für ein beschissenes Leben ich hatte. Aber an diesem Abend war mein Humor anders. Er war respektlos, aktuell, und Terri konnte herzlich daüber lachen. Ein lautes, wunderbares Lachen.

Ich wünschte, die Fahrt, ja der ganze Abend würde ewig dauern, denn von Terris Gesellschaft abgesehen, genoss ich auch das einzigartige Gefühl, mich selbst zu mögen. Und so schien, als ich den Fairmont auf die Einfahrt der Johnsons lenkte und auf ihr schlossartiges, von einem großen, gepflegten Rasen umgebenes Haus zufuhr, der Wagen von Liebe erfüllt zu sein. »Es war sehr schön heute Abend, Terri«, sagte ich und hielt ihr die Hand hin. Wie man das zum Gutenachtsagen eben so tut.

Sie schaute mich merkwürdig lange mit verblüfftem Gesicht an, fing sich dann aber und ergriff meine Hand als symbolischen Ausdruck der Achtung und der Freundschaft. Und es war ein prima Händedruck. »Ich fand es auch sehr schön, Andy«, sagte sie, während ich ihr die Hand schüttelte, als hätte ich ihr gerade eine Versicherungspolice verkauft. »Das würde ich gern noch mal machen.«

»Ich auch«, sagte ich.

Dann war der Händedruck vorbei, und sie stieg aus. Es kam mir nicht in den Sinn, ihr die Tür aufzuhalten oder sie zum Haus zu begleiten, vielleicht weil Benimmregeln für Verabredungen an der Jugendstrafanstalt von Nordvirginia nicht gar so breit behandelt worden waren.

»Gute Nacht, Andy.«

»Gute Nacht.«

»Dann bis Montag, ja?«

»Bis Montag.«

Und weg war sie, zumindest vorübergehend, denn als ich den Fairmont zurücksetzte, tauchte sie plötzlich wieder auf und kam zu mir ans Fenster, das runterzulassen ich die Freundlichkeit hatte. Umweht von roten Haaren, schob sie ihr Gesicht zentimeternah an meins heran, wobei sie sich direkt ins Auto beugte. Sie atmete etwas schwer, als wäre sie gerade eine Runde im Stadion gelaufen und nicht nur zwei Stufen gehüpft und zehn Meter gegangen.

»Andy«, sagte sie, so nah, dass ich beinah ihren reinen Atem schmecken konnte.

»Ja.«

»Ich möchte nur nicht, dass du dich auf dem Heimweg verfahrst. Weißt du, wie du fahren musst?«